

Geister-Schloß
Dohlenstein,

oder:

Abenteuer eines flüchtigen
Pariser Studenten.

Eine sehr interessante Geister- und Räubergeschichte.



Durghausen, Verlag von S. Eugenberger.

I. Die Flucht.

Theodor, ein munterer und aufgeweckter Kopf, welcher damals auf der Universität in Paris seine Studien durchmachte, hatte das Unglück, sich mit dem Sohne einer vornehmen Familie zu schlagen, und demselben im Duell eine tödtliche Wunde zu versetzen. Theodor, welcher wohl überlegte, daß er nicht länger in einem Lande bleiben könne, in dem er jeden Augenblick Gefahr laufe, von den Häschern ergriffen, und seines Lebens verlustig zu werden, konnte nichts eiliger thun, als ungesäumt die Flucht zu ergreifen, um wo möglich seine Heimat zu erreichen, die in einem Dörfchen am Rhein lag. Als Bauer verkleidet, einen Stock in der Hand, hatte er bereits eine Strecke von 40 Stunden größtentheils zur Nachtzeit zurückgelegt. Da kam er am fünften Tage in einen ungeheuren Wald. Schon drei Tage irrte er in demselben herum. Die Straße getraute er sich nicht zu verfolgen, und so kam er oft wieder an denselben Ort, von wo er ausgegangen war. Die wenigen Nahrungsmittel, mit denen er sich versehen hatte, waren erschöpft. Jetzt bedeckte sich der Himmel mit dickem schwarzen Gewölke, der Nordwind brauste, und die hereinbrechende Nacht gönnte dem Bedrängten keinen Lichtstrahl, der ihm das Auffinden einer Felsenhöhle möglich machte, um sich vor dem furchtbaren Wetter zu schützen. Nach dem Sturme folgte ein mattes neblichtiges Licht; nur zuweilen erleuchtete ein Blitzstrahl den Weg. Schon ver kündeten starke Tropfen Wasser einen nahen reichen Regenguß. Da bemerkte er ein mattes Licht, das in einiger Entfernung aus einem Baumdickicht leuchtete.



Alle seine Leiden, alle seine Furcht schwanden in diesem Augenblicke; er nahm sogleich seinen Weg nach dieser Richtung. Bei jedem Schritte strauchelte sein Fuß an Baumwurzeln und in der dicht verwachsenen Heide, oft verlor er das Licht aus seinen Augen und fand es dann von Neuem wieder. Endlich kam er bei einer Hütte an, welche große und dicht aneinander stehende Bäume allen Blicken von außen entzogen. Der Regen hatte unterdeß angefangen, in Strömen vom Himmel zu fallen, und mit kräftiger Hand klopfte unser Irrender beherzt an die Thüre.

„Schon da!“ rief eine kreischende Stimme, „Heute ist die Arbeit von kurzer Dauer gewesen; oder solltest Du das schlechte Wetter gescheuet haben?“ Bei diesen Worten öffnete eine Frau die Thüre, und war nicht wenig erstaunt, vor derselben einen Menschen zu finden, den sie nicht erwartet hatte. „Was wollen Sie hier?“ sagte sie. — „Meine Liebe, Ihr seht, welch ein furchtbares Wetter es ist. Seit drei Tagen irre ich in diesem Walde, ohne daß ich einen Ausweg finden kann; gestattet mir nur ein Nachtlager und gebt mir etwas zu essen. Uebrigens seit ohne Sorgen, setzte er hinzu, als er sah, daß sie Anstand nahm, ihn aufzunehmen, ich bin im Stande, Euch jeden geringen Dienst, den ihr mir leisten werdet, zu bezahlen.“

„O! deshalb nehme ich nicht den geringsten Anstand, Sie herein zu lassen; aber bedenken sie doch, daß man sich in dieser Wildniß nicht Jedem anvertrauen darf, der kommt und anpocht; man sieht sich doch von dem Wenigen, was man hat, nicht gern entblößt.“ „Beruhigt Euch, meine Liebe, ich bin nicht im Stande, Euch das geringste Leid zu thun; vielmehr bin ich froh, wenn man mich in Ruhe läßt.“ — „Sie führen doch einige Waffen versteckt bei sich?“ — „Nein; noch einmal gebe ich Euch die Versicherung, daß ich in der friedfertigsten Absicht diese Schwelle betrete.“

„Nun dann, so treten Sie ein; ich will Sie bewirthen, so gut ich kann.“ — „Ihr sollt keinen Undank dafür von mir ernten.“

Bei diesen Worten führte ihn die Wirthin in ein ziemlich geräumiges Zimmer, das recht reinlich eingerichtet war und zugleich als Küche und Schlafgemach diente. Der Fremde wurde jetzt mit einem Stücke schwarzem Brode, einem Krüge Wein und einem Neste Hasenbraten bedient, welchen Gerichten sein großer Hunger eine köstliche Würze gab. Nachdem er seinen Hunger ein wenig gestillt hatte, dachte er daran, seine Wirthin einmal genauer zu betrachten. Diese stand vor der Tafel und schien ihn schon geraume Zeit mit scharfen Augen betrachtet zu haben.

Sie schien ohngefähr fünf und vierzig Jahre alt zu sein. Eine blasse Gesichtsfarbe, trübe und tief liegende Augen gaben ihr ein finstres Ansehen, was den Beobachter sehr zurückstreckte. Dabei war sie von großem Wuchs und einem starken Körperbau. Er sammelte sich bald, und fragte: ob sie diese Hütte allein bewohne? „Ich bewohne sie mit meinem Manne, der ein Köhler ist. Diese Waldungen, die nur einige Meilen vom deutschen Gebiete entfernt liegen, gehören dem Marquis von Villastor, von dem Antonio (dies ist der Name meines Mannes) für einige kleine ihm geleistete Dienste die Erlaubniß erhielt, diese Wohnung zu bauen und in der Umgebung sein Gewerbe zu treiben.“

Diese einfache Erzählung beruhigte den Studenten. Er schämte sich über seinen Argwohn, den er gegen sie geschöpft hatte, und bat sie, ob sie nicht ein Bett für ihn habe, in dem er sich von seinen gehabten Anstrengungen erholen und mit der Rückkehr des Tages das schöne Wetter abwarten könne.

„Ich habe da oben ein Zimmerchen, welches vormals meinem Sohne zum Schlafgemach diente.

Der gute Junge! er hatte das Unglück, als er mit seinem Vater vor einigen Monaten im Walde arbeitete, sein Leben zu verlieren.“ — „Mein Gott! wie kam das denn?“ — „Ach! erlassen Sie mir diese Erzählung, sie würde nur meinen Schmerz erneuen. Sie haben fertig gegessen, darum kommen Sie nach Ihrem Zimmerchen; Sie werden das Bett neu überzogen finden. Ach! am Tage, da der arme Junge sterben mußte, verrichtete ich dieß Geschäft.“

Der Student nahm eine Lampe, die ihm seine Wirthin anbot, wünschte dieser gute Nacht, und erstieg eine kleine Treppe, an deren Ende er zwei Thüren fand, von denen die eine nach einem kleinen Fruchtboden, die andere aber nach der Kammer führte, in der sein Nachtlager sein sollte.

Nachdem er seine Thür sorgfältig verschlossen hatte, war er im Begriff zu Bette zu gehen, allein auf einmal befiel ihn eine plötzliche Unruhe, und er beschloß, sich vor Ankunft seines Wirthes nicht schlafen zu legen. Das, was seine Phantastie noch mehr mit schwarzen Bildern umstrickte, war, daß vor dem einzigen Fenster, was auf sein Zimmer führte, dicke starke eiserne Stangen befestigt waren, wodurch ihm jeder Ausweg zu einer etwa nöthigen Flucht abgeschnitten wurde. Jetzt ward ihm bange, und er entschloß sich, der Frau sein Abendessen reichlich zu bezahlen und sich dann von neuem dem ungeheuren Wetter preis zu geben. Schon wollte er diesen Entschluß ausführen; schon hatte er die Thüre leise geöffnet und war im Begriff, die Treppe hinab zu steigen: da hörte er plötzlich heftig an die Hausthüre pochen. Er bliß schnell sein Licht aus und faßte auf der obersten Stufe der Treppe Posten. „Ah, diesmal ist er's,“ sagte die Frau hocherfreut für sich, und öffnete die Thüre. — „Tod und Teufel!“ schrie ein Mensch, der sogleich eintrat, „welches abscheu-

liche Wetter! Fünf lange Stunden bin ich auf dem Anstande, zwei Stunden habe ich einen schrecklichen Sturm und ein fürchterliches Donner- und Hagelwetter aushalten müssen und kein Spitzbube von Reisenden läßt sich sehen!“ — „So bin ich doch glücklicher gewesen wie Du, das Fischchen ist von selbst in die Reuse gelaufen.“ — „Wie so?“ — „Ein junger Mensch, als Bauer gekleidet, aber mit gefüllter Börse; da mußte ich mich schlecht darauf verstehen, wenn da keine Verkleidung dahinter steckte. Er sagte mir, daß er sein Nachtlager gut bezahlen wolle; oh, gewiß, das soll er; der hat die Taschen voll.“ — „Still! doch! welche Unvorsichtigkeit!“ — „D, er schläft; er war sehr müde, und ich habe ihn sorgfältig die Kammer verschließen hören; aber . . .“ Jetzt redete die Sprecherin ganz sacht, ihr Mann that ein Gleiches und Theodor konnte nur noch ein bedeutungsvolles leises Geflüster vernehmen.

Was konnte er nun thun? Er war ganz ohne Waffen, selbst seinen Stock hatte er unten in der Stube stehen lassen. Ohne Geräusch trat er in seine Kammer zurück, schloß die Thüre ab, ging zum Bett, nahm die Matrazzen heraus, und nun bewaffnete er sich mit einem Stück Holz für jeden möglichen Zufall.

In dieser schrecklichen Erwartung verstrich wohl eine volle Stunde; die Unterhaltung der beiden Väter verstummte, und unser Gast fing selbst an, dieß zu seinen Gunsten zu deuten. Da hörte er plötzlich ein Geräusch, das sich an der Mauer, dem Bette gegenüber vernehmen ließ. Sogleich faßte er unweit des Fensters, wo das Geräusch am stärksten war, Posten, und zu seinem großen Erstaunen sah er, daß sich da eine Fallthür öffnete, die er zuvor nicht bemerkt hatte. Eine Leiter, die man in das untere Zimmer gestellt hatte, führte nach oben; unten an der Leiter stand eine Lampe, die nur ein ganz mattes Licht in

das obere Zimmer warf; auf der Leiter, schon mit dem Oberkörper durch die Thüre eingegangen, stand der Köhler mit einem breiten Jagdmesser in der Hand, und wollte vollends einschleichen. Da ersah der junge Mann seine Zeit, faßte mit beiden Händen das aus dem Bett geraffte Stück Holz, und versetzte damit dem Entsteigenden einen so heftigen Schlag, daß dieser zurückstürzte und durch seinen Sturz die unten stehende Lampe auslöschte. „Schon abgethan?“ rief das Weib, und näherte sich tappend der Leiter; „Du hast ihn sicherlich nicht gefehlt, und zu dem werde ich nicht verschlen, ihm den Rest zu geben.“ Bei diesen Worten versetzte sie dem Leichname mehrere Dolchstiche. „Warum kommst Du denn nicht herunter?“ sprach sie weiter; „oder währt Dir die Zeit zu lange, um zu sehen, wie hoch sich die Beute beläuft? Warte, ich will die Lampe wieder anstecken.“

Unterdeß hatte sich Theodor des Jagdmessers bemächtigt, das beim Sturz seines Feindes der Hand desselben entfallen war. Er legte schnell seine hölzerne Waffe von sich, weil ihm dieselbe jetzt unnütz schien. Nach kurzem Bedenken, ob er die Leiter oder Treppe hinabsteigen sollte, entschloß er sich, den letzteren ihm sichereren Weg einzuschlagen, und erschien gerade in dem Augenblicke in der Stube, wo die Frau das Licht wieder angezündet hatte. Bei einem Geräusch, das er eben zu verursachen nicht umgehen konnte, sah sie sich um, und mit Entsetzen erblickte sie den, den sie ermordet glaubte. Schnell faßte sie ein Paar an dem ihr nahen Kamine hängende Pistolen, und drückte das eine auf ihn auf. Aber der Schrecken hatte sich ihrer so bemächtigt, daß sie ihr Ziel verfehlte und die Kugel in das Treppengeländer schoss. Der Student ließ ihr keine Zeit, das zweite Pistol abzuschließen, sondern gab ihr einen starken Schlag auf die linke Hand, daß sie dasselbe zu Boden fallen ließ. Die Furie wollte sich

jetzt auf ihr Opfer werfen; aber er drehte die Spitze seines Messers ihr zu, und — streckte sie zu seinen Füßen.

Entsetzen ergriff den jungen Studenten in dieser Mördergrube, und in stetem Laufe suchte er sich eiligst von diesem Orte des Verbrechens zu entfernen. Das Wetter ließ von seinem Ungestüme nach. Ein Bauer, der ihm begegnete, begleitete ihn bis an das Ende des Waldes, und nachdem er diesen möglichst dafür belohnt hatte, eilte er mit verdoppelten Schritten der nur mehr wenige Meilen entfernten Grenze zu.

Glücklich gelang es Theodor die fenseitige Grenze unbeanstandet zu erreichen, und man kann sich denken, wie sehr seine gepreßte und geängstigte Brust jetzt erst frei aufathmen konnte, und das Erste, was er that, war, daß er auf seine Knie niedersank und Gott für seine doppelte Rettung auf's innigste dankte.

Nachdem er nun durch Erkundigung erfuhr, daß seine Heimat noch gegen 12 Meilen von hier entfernt sei, raffte er von Neuem alle seine Kräfte zusammen, um diesen Weg in kürzester Zeit zurückzulegen, zumal seine Vaarschaft nicht so glänzend war, als sich die Alte vorstellte, und bereits auf Weniges zusammengeschnitten war.

II. Die Ankunft in der Heimat.

Nach 6jähriger Abwesenheit kehrte der junge Theodor in das Herz seiner Familie in Lagen an den Ufern des Rheins zurück, wo er sich nach etlichen Tagen von seinen Strapazen allmählig erholte. „Wie groß ist er geworden,“ rief man, wenn man ihn sah, „und wie hübsch ist er jetzt, gegen sonst!“ — „Ei! sechs Jahre vermögen was über einen jungen Menschen! Ihr findet, daß ich an Körper zugenommen habe, nicht wahr? Nun! aber das steht nicht im Vergleich mit

dem, was ich an Geist gewonnen habe; ich komme von Paris, in diesem einzigen Wort liegt Alles, was ich Euch nur sagen kann."

Der Sonntag kam. Theodor, noch eingedenk der Freuden seiner Kindheit, schlug vor, Nachmittags ein Tänzchen im Schloßhofs zu veranstalten. „Man geht nicht mehr dahin, mein Sohn,“ wendete seine Mutter traurig ein, „seit dem Erlöschen der edlen Familie von Dohlenstein ist das Schloß öde und verlassen.“ — „Ei, das weiß ich ja, liebe Mutter; es sind zwölf Jahre, daß der letzte männliche Zweig dieses Stammes starb, und seitdem ist das Schloß nicht mehr bewohnt, deshalb haben wir jedoch stets auf dem großen Hofe getanzt, ausgenommen im Trauerjahre; ich weiß ja die Geschichte am Schnürchen zu erzählen.“ — „Ich weiß aber, lieber Sohn, daß, um darin tanzen zu können, man auch erst hinein kommen muß, und das ist jetzt nicht mehr möglich.“ — „Wie? man hat das Gitter vielleicht verschlossen?“ — „O nein! Alles steht noch offen, wie zu deiner Zeit.“ — „Und man kann nicht mehr hinein?“ — „Ach! nein.“ — „Hat man denn Wache hinein gestellt?“ — „Nein, nein, und noch einmal nein!“ — „Ei, das ist ja drollig! Und was hindert Einem denn nun, daß man nicht hinein geht?“ — „Geister, mein Sohn.“ — „Ha! ha! ha! Gibt's denn hier zu Lande noch Geister?“ — „Gewiß, o, das ist eine entseßliche Geschichte. Man sagt, daß vor beinahe fünfshundert Jahren zwei Brüder und eine Schwester darin lebten, die noch jetzt alle Nächte einen fürchterlichen Lärm darin machen. Die Schwester hatte den Brüdern eine strafbare Liebe eingeflößt, und beide Brüder von furchtbarer Eifersucht geplagt, schlugen sich auf dem großen Hofe.“ — „Wo wir so vergnügt tanzten?“ — „Ja, mein Sohn. Die Schwester lief herbei, um sie zu trennen, als sie sich eben gegenseitig verwundet hatten;

aber von Wuth entflammt, sich einer dem Andern den Todesstoß zu versetzen, durchbohreten sie sie mit ihren Schwertern, und sie sank todt zu Boden. Von Schmerz und Mitleid erweicht, stillte sich ihre Wuth, und man fand sie beide todt zu den Füßen ihres Opfers.“ — „Das ist in der That traurig.“ — „Nun, und diese kommen jetzt zurück; sie steigen aus dem Keller, wohin man sie begraben hatte, empor, und durchwandern alle Zimmer des Schlosses. Ihnen voran gehen flammende Lichter, von Niemand getragen, und zuweilen gehen sie so bis zum großen Hofe, wo sie ihren blutigen Kampf unter schrecklichem Getöse von Neuem beginnen.“ — „Und hast du denn das gesehen, Mutter?“ — „Ich selbst nicht, aber Peter Wiedermann und Andere, welche sich darüber gar sehr entsezt haben.“ — „Das macht, weil diese guten Leute nie aus ihrem Dorfe gekommen sind.“ — „Wie? mein Sohn.“ — „Ja, Mutter! Wärest Du wie ich bei einem Buchhändler, meinem Onkel zu Paris, sechs Jahre lang aus- und eingegangen, so würdest Du an solche Späßchen nicht mehr glauben.“ — „Ach! Darmherzigkeit! Wie, Du glaubst nicht, daß die Todten wiederkehren?“ — „Nein, liebe Mutter! und ich werde es nie glauben. Könntest du mir aber wohl die Ursache sagen, warum diese Geister, die seit fünfshundert Jahren nichts von sich hören ließen, erst seitdem ich in Paris bin, wiederkehren?“ — „Du kannst ja nicht wissen, guter Sohn, ob sie nicht früher da gewesen sind, und ob nicht ihr jetziges Erscheinen ein Zeichen des Himmels ist.“ — „O liebe Mutter, es gibt keine Zeichen des Himmels mehr, und ich kann nicht anders glauben, als daß Wiedermann und Peters entweder Betrüger oder Dummköpfe sind.“ — „Ei! Gil bin ich auch ein Dummkopf, wenn ich Dir sage, daß ich schon einigemal mit eigenen Augen mit großen feurigen Buchstaben an der Mauer geschrieben gelesen

habe: „Wehe den Bewohnern des Dorfes, wenn sie durch ihre verfluchten Tänze den Frieden der Todten ferner stören!“ — „Das hast Du selbst gesehen, liebe Mutter?“ — „Ja, ich selbst!“ — „Nun, dann muß ich's ja schon glauben.“ — „Ach! ich wußte wohl . . .“ — „Damit will ich nicht sagen, daß ich an Gespenster glaube, sondern bloß, daß ich glaube, daß die Schrift wirklich da gewesen sei.“ — „Sie ist noch da, und zwar zeigt sich solche manchmal an Vorabenden von hohen Festtagen; und sage mir nur, Du Freigeist, wer soll sie hingesezt haben ohne des Himmels Geheiß? Morgen ist wieder ein solcher Abend, an dem sich schon einmal diese Warnungsschrift sehen ließ, da kannst Du mit eigenen Augen Dich überzeugen, Du loser Freigeist!“ — „Schurken!“ — „Mit feurigen Buchstaben auf Stein?“ — „Nichts leichter als das, nemlich mit Phosphor. O, das weißt Du nicht, liebe Mutter; in den Büchern meines Oheims habe ich noch ganz andere Dinge gefunden, ohne daß man deshalb an Geister glauben muß. Das sind böse Menschen, die sich über diese Albernheiten lustig machen, welche jedoch gewöhnlich genug sind, als daß man nicht hinter diese Spitzbüberei kommen könnte. Laß Du mich sorgen, sage mir, wo sich unsere jungen Bursche und Mädchen versammeln, und ich will sie morgen auf ihren alten Tanzplatz zurückgeführt haben.“

Theodors Mutter bezeichnete ihm Tags darauf eine kleine Wiese am Eingange des Dorfes, wohin er sich sogleich verfügte. Aber er hatte gut reden, gut Gründe anführen: Niemand hörte ihn, und er verschwendete seine Ueberredungsgabe. „Wohlan!“ sagte er, „Ihr wollt nicht mitgehen, so gehe ich allein hin. Ich werde nicht allein im Hofe tanzen, sondern werde auch in die obern Zimmer gehen und werde darin die Nacht hindurch bleiben. Morgen will

ich Euch dann Neuigkeiten erzählen.“ Jedermann bewunderte seinen Entschluß, doch Niemand war geneigt, ihm dahin zu folgen, außer einem Menschen Namens Niklas, der sich seit zwei Jahren bei einem Bauer daselbst vermietet, und sich für einen alten Soldaten ausgegeben hatte, im ganzen Dorfe aber bloß unter dem Namen des alten Veterans bekannt war. Er bot sich an, den jungen Menschen zu begleiten, was dieser jedoch mit Eigensinn ablehnte. „So nimm wenigstens dies Paar Pistolen an,“ sagte er, „ich habe sie aus meinen Campagnen mitgebracht. Ich habe noch zwei oder drei Patronen, mit denen Du sie laden kannst; und wenn die Geister dann Händel mit Dir anfangen wollen, so wirst Du sie schon zur Ruhe bringen.“ — Diesen Vorschlag nahm Theodor dankbar an; er ging mit dem Veteran auf das nahe Pachgut, wo dieser ein Kämmerchen inne hatte, ladete die Pistolen selbst, und ging dann zur Wiese zurück, wo die erstaunten Burschen und Mädchen sich nicht genug über seinen Muth wundern konnten. Als nun die Nacht nahte, schlug er, mit seinen Waffen, einer Laterne und einem Feuerzeug versehen, seinen Weg nach dem verödeten Schlosse ein. Einige Bauern begleiteten ihn bis an das äußere Gitter, und machten ihn auf die Inschrift aufmerksam, die schon jetzt einen matten Schimmer durch das Halbbunkel warf. Dieser Anblick, der Theodor nur noch mehr in seiner Ansicht wegen des Phosphors befestigte, bestimmte ihn, auf jeden Fall im Schlosse zu übernachten. Er hörte auf keine der Vorstellungen seiner Freunde, und ging muthig über die Brücke des Walles, nachdem ihm jene traurig guten Abend gesagt hatten.

Während er seinem Versprechen gemäß auf dem Hofe tanzte, kamen sein Vater, seine Mutter, Oheime, Tanten, Brüder und Schwestern, welche man von

seinem Entschlusse benachrichtigt hatte, und baten ihn von ferne inständigst, daß er nach Hause gehen möge. „Theodor.“ sagten sie zu ihm, „komm zurück, es zweifelt ja Niemand an Deinem Muth, komm zurück; Du hast Dein Versprechen erfüllt, da Du auf dem Hofe tanztest.“ — „O nein! ich muß noch im Schlosse übernachten. Aber zuvor will ich Euch doch zeigen, daß diese Buchstaben, vor denen Ihr so gewaltige Furcht habt, bloß durch Phosphor gebildet sind.“ Er fand im Hofe eine lange Stange, rieb damit an der Schrift, und das Feuer setzte sich an die Stange, ohne daß deshalb die Schrift erloschen wäre, jetzt zog er die Stange nieder, bestrich mit seinen Fingern die scheinbar brennende Spitze, und das Feuer befestigte sich an seine Hand. „Seht Ihr?“ sprach er, „das Feuer brennt nicht, es ist die Nacht, welche es so glänzend macht.“ — „Gut, mein Sohn, ich will es glauben; aber komm doch nur heraus; und stürze Dich nicht in Dein eigenes Unglück!“ Der unternehmende junge Mensch wurde dadurch nicht erschüttert; Alle zogen sich nach und nach zurück, nachdem sie ihm seine Unklugheit vorgeworfen und ihn allen Heiligen empfohlen hatten.

III. Das Gespenst.

Als nun Theodor allein war, nahm er sein Feuerzeug zur Hand, und zündete seine Laterne und Pechfackel an und stieg so die schon etwas verfallene Treppe hinan. Nachdem er durch den Vorsaal gegangen war, passirte er mehrere Zimmer, in welchen er hin und wieder noch alte verdorbene Möbel vorfand. Endlich kam er in ein ehemals prächtiges Zimmer, das zum Gesellschafts-Saal gedient zu haben schien; an der Decke hingen Ueberreste von Kronleuchtern, wo auch noch einige Spuren von vergoldetem Gesims zu sehen

waren, was den Saal zuvor sehr verschönert hatte. Dies war der Ort, den er sich zum Schauplatz seines Ruhmes erwählte; die Fenster führten nach dem großen Hofe, und diejenigen seiner Freunde, die neugierig sein konnten, wie er sich aus der Affäre ziehen würde, hätten, wenn auch nicht das, was er that, doch wenigstens den Glanz seiner Lichter von Fern sehen können. Im Kamine fand er einige verlöschte Feuerbrände, und da die Fensterscheiben größtentheils zerbrochen waren, so kam er auf den Gedanken, sich ein Feuer anzuzünden. Zu diesem Behuf suchte er verschiedene in den Zimmern umherliegende Bruchstücke alter Möbels auf, durch die er das Feuer die ganze Nacht zu unterhalten hoffte. Sein Licht steckte er in den Bruch einer Steinplatte, mit denen der Saal gepflastert war, und nun ging er in Erwartung dessen, was da kommen sollte, das Zimmer auf und ab. Am Kamine stand ein kleines Bänkchen, welches nebst dem im Kamine lodernen Feuer den schon etwas ermüdeten Spaziergänger freundlich zum Sitzen einlud. Hier suchte er sich lange des sich ihm auf einmal aufdrängenden Schlafes zu erwehren, aber endlich bemächtigte sich dieser seiner, und er fing an zu schlummern.

Er mochte ungefähr eine Stunde geschlafen haben, da plötzlich ertönte im Schlosse ein Geräusch, gleich dem mit einander und übereinander fortgeschleppter Betten. Halb erwacht, ruft Theodor ein schrecklich durch alle Zimmer hallendes „Wer da!“ und ergreift eine Pistole, die er in seinem Gürtel trägt. Jetzt öffnen sich seine Augen ganz, und neben ihm stand eine große Gestalt in ein haariges Thierfell gehüllt, auf dessen schrecklichem ungeheuren Haupte zwei Hörner emporsprangen, ähnlich denen, die man dem Fürsten der Finsterniß beigibt. In der Hand hielt das Ungeheuer eine leuchtende Fackel, mit Matternbrut umschwärmt, die es ungethüm schwang, hinter sich schleppte es

schwere Ketten, durch deren Geräusch unser Held aus seinem Schlaf unsanft erwacht war. „Du glaubst mich zu erschrecken,“ sagte Theodor, „aber zittere Du selbst.“ Nach diesen Worten drückte er den Hahn seiner Pistole ab; allein blos auf der Pfanne brannte das Pulver weg, und die Schreckgestalt stand unerschüttert vor ihm. Etwas erstaunt über die Gefolgslosigkeit seiner Waffe, ergriff er seine zweite Pistole und zielte nach dem Gespenst. „Das wird nicht besser gehen,“ sprach dieses mit Grabesstimme. Und in der That, der Schuß gelang nicht besser als der erste. Der junge Mensch, lebhaft ergriffen, warf seine Waffen, die ihm nun unnütz waren, von sich, betrachtete seinen Gegner und sagte: „Und wenn Du Dich für den Teufel selbst ausgeben wolltest, so will ich doch erfahren, wer Du bist.“ — „So folge mir, wenn Du es wagst.“ Und die Gestalt ging nach dem Hintergrunde des Zimmers, wo nichts als eine feste Wand stand. Theodor folgte unerschrocken ihren Tritten, und sah nicht ohne Erstaunen bei ihrer Annäherung die Wand sich öffnen. Dessen ungeachtet folgte er dem Gespenst durch die Oeffnung und fand sich in einem schmalen sehr langen Gange, an dessen Ende der Geist plötzlich verschwand. Zu neugierig, was aus seinem Geiste geworden sein könnte, ging er noch einige Schritte tappend weiter; aber da fehlte der Fußboden, und Theodor stürzte eine bedeutende Tiefe hinab, ohne sich jedoch im geringsten durch seinen Sturz zu verletzen. Ein doppeltes Geräusch ließ sich jetzt vernehmen: über ihm schloß sich eine Fallthür zu, und aus einem nahen Zimmer erschallte ein lautes Gelächter.

Sogleich lief man mit Lichtern herbei. Er befand sich in einer Art von Keller, wo man Heu aufgehäuft hatte, um ihn lebendig zu empfangen. Nachdem er wieder zu sich selbst gekommen, betrachtete er die ihn Umgebenden, und sah entsetzliche Gestalten von Men-

sch, die fortführen ihn höhrend auszulachen, wie sie es bei seinem Falle gethan hatten. Er suchte sich aufzurichten. Einer dieser Menschen reichte ihm die Hand, und sprach: „Sei willkommen Theodor! Du bist es also, der behauptet, es gäbe keine Geister im Schlosse Dohlenstein? Bist Du endlich von Deinem Wahn zurück gekommen? Du antwortest nicht? Du betrachtest uns einen nach dem andern! Erträgst Du denn nicht, wer wir sind? Halt, kennst Du diesen Menschen da?“ — „Gott! das ist der Niklas!“ — „Ja, braver Bursche, ich bin's,“ antwortete dieser. „Meine Kameraden wollten Dich umbringen, aber ich habe mich bei ihnen für Dich verwendet, ich habe ihnen gerathen, Dir kein Leid zu thun, sondern vielmehr in Deiner Person einen muthigen Kameraden zu sehen, der mit uns für den Ruhm und den Gewinn arbeiten wird.“ — „In was für einer Art von Arbeit?“ — „Das wird man Dir sagen.“ — „Aber sage mir wenigstens, Niklas, was ist aus dem Ungeheuer geworden, auf das Deine Pistolen nicht losgehen wollten?“ — „Da ist er, der die Maske abnimmt, die Hörner und Bärenhaut ablegt, welche ihn verkleideten; was die Pistolen betrifft, so erstaune darüber nicht, der Lauf steht in keiner Verbindung mit dem Zündloche, so daß Du zwar hättest das Pulver abbrennen können, ohne Deinen Gegner einmal zu verwunden. Aber genug hiervon; komm, geh mit uns zum Abendessen, die Begebenheiten dieses Abends werden Dir Appetit gemacht haben. Wir warteten blos auf Dich, um uns zu Tisch zu setzen. Dort will ich Dich unserm Hauptmann, dem berühmtesten Saffaras, vorstellen.“

Bei diesem Worte fühlte Theodor ganz das Schreckliche seiner Lage. Saffaras war der Name eines berühmtesten Räuberhauptmanns, der in der Umgebung des Schlosses Dohlenstein einige Meilen weit seine

Räubereien verübte; Theodor hatte während des kurzen Aufenthaltes bei seinem Vater mehrere Gräueltthaten von ihm erzählen hören, und schauderte bei dem Gedanken, sich vielleicht in Gesellschaft dieser Truppe gefangen genommen, und wie sie verurtheilt zu sehen. Wie sehr bereuete er jetzt nicht seine zur Unzeit bewiesene Bravour! Wie sehr verfluchte er jetzt die schädlichen Bücher, ohne deren Lesung er eben so leichtgläubig, wie seine Mitbürger gewesen wäre und sich vor den vermeintlichen Geistern des Schlosses in Sicherheit gewußt hätte. Doch in demselben Moment entsann er sich der Geschichte des Silblas, und gleich glaubte er, daß er hier eine ähnliche Rolle zu spielen habe. Er schien sich in seiner Lage zu gefallen. Eine schämbar Münterkeit war auf seinem Gesichte zu lesen; er setzte sich mitten unter seine neuen Kameraden, und weder ihr Anblick noch ihre Unterhaltung schien etwas besonders Widerliches für ihn zu haben. „Wie heißt Du?“ sagte der Hauptmann, der den Ehrenplatz bei Tische einnahm. „Theodor, zu dienen.“ — „Deine Eltern bewohnen das Dorf da unten?“ — „Ja, Hauptmann,“ sagte er, und konnte sich nicht enthalten, einen leisen Seufzer auszustossen. — „Du bedauerst ihren Verlust?“ — „Ist das nicht ganz natürlich, Hauptmann?“ — „O ja! Vorurtheile. . . Sie werden Dich durch eine Legion böser Geister entführt glauben, wenn sie Dich nicht wiederkommen sehen.“ — „Ach! freilich Hauptmann,“ nahm Niklas das Wort, „es sind gute Leute. Auf ihre Gesundheit!“ — „Auf ihre Gesundheit!“ und die Gläser klangen in der Runde.

IV. Theodor unter der Räuberbande.

Nachdem sie so eine geraume Zeit geschwelgt hatten, und die Räuber ziemlich betrunken waren, befahl

der Hauptmann, die Annäherung des Tages gewahrend, daß ein jeder sich in seine Zelle begeben, sich dort ruhig verhalten und zu einer Unternehmung für den nächsten Abend vorbereiten solle. „Werde ich auch dabei sein, Hauptmann?“ sprach der neu Angekommene. — „O nein! so schnell verschenke ich mein Zutrauen nicht. Du wirst in der Zelle des Veterans wohnen, wohin Dich dieser abführen wird; Niklas aber wird wieder zu seinem Dienstherrn zurückkehren, um keinen Verdacht zu erregen. Nächste Nacht wird er zurückkehren und Dich von alle dem unterrichten, was Dir zu wissen nöthig ist; und wann Du wohl unterrichtet sein wirst, und wir auf Deine Treue zählen können, dann sollst Du an unsern gefährlichen Unternehmungen Theil nehmen, und den Gewinn mit uns theilen.“ Alle Räuber, wohl gegen achtzig Mann, wünschten Theodor gute Nacht; der Niklas führte ihn durch mehrere unterirdische Gewölbe, hier und da durch aufgehängte Lampen erleuchtet, in ein sieben bis acht Fuß in Quadrat enthaltendes Gemach, in welchem sich ein recht gutes Bett befand, das ihm als das für ihn bestimmte angewiesen wurde. Beide schienen sich etwas zu sagen auf dem Herzen zu haben, aber ein gegenseitiges Mißtrauen hielt sie zurück; Niklas sagte seinem neuen Kameraden eine freundschafliche gute Nacht, und ging fort. Allein in der Dunkelheit zurückgelassen dachte Theodor jetzt über das Sonderbare seiner Lage nach. Sein erster Gedanke war an seine Eltern, deren Unruhe und Verzweiflung er sich lebhaft vorstellte. Dann nur an sich selbst denkend, stellte er sich den Ruhm vor, den er ernten würde, wenn er das Land von einer so gefürchteten Räuberbande, wie die Sassafras war, befreite, und endigte seine Betrachtungen damit, daß er fast eben so ruhig einschlies, als hätte er sich in seiner Hütte von den Mühen des Tages erholen wollen.

Endlich wachte er auf, sprang aus dem Bette, ging aus seiner Zelle und durchlief den Gang, in dessen Mitte sich die Thüre zu seiner Kammer befand, was er am Morgen kaum bemerkt hatte. Der Gang hatte ungefähr drei hundert und fünfzig bis sechzig Fuß Länge und wurde durch vier an den Seiten der Länge nach befestigte Scheinwerfer erhellt, Theodor ging zu dem einen, sah nach seiner Uhr, die man ihm gelassen hatte, und fand, daß es Nachmittag vier Uhr sei. Er verfolgte den Gang rechts, um den Ort zu untersuchen, in dem er leben sollte. An jeder Seite fand er nummerirte Thüren, der seines Zimmers, in welchem er die Nacht verlebt hatte, ganz ähnlich, was ihn Glauben machte, daß dieß der allgemeine Schlafort für die ganze Truppe wäre. Da einige der Thüren geöffnet waren, so warf er, ohne in dieselben einzutreten, einen Blick hinein, und fand seine Vermuthung bestätigt. Am Ende des Ganges wurden seine Schritte durch ein festes eisernes Gitter gehemmt, was ihn nöthigte, auf demselben Wege wieder zurück zu gehen, den er gekommen war. Er ging nun zum andern Ende desselben zurück und trat in einen geräumigen mit schönem küpfernen Küchenschir wohl gezierten Saal. In demselben befanden sich zwei Defen und ein Kamin, dessen Feuer die zum großen Frühstück dieser Herren bestimmten Speisen kochte. „Du bist es also, mein Hähnchen,“ sprach ein altes Weib zu ihm, das eben den schweren Bratenwender aufgehoben hatte, „Du bist es also, der die Zahl unserer Braven vermehrt hat? Er ist recht artig, es würde doch Schade sein, wenn der gehenkt würde.“ — „Schweig! alte Hexe,“ rief der Hauptmann, der eben durch eine andere Thüre eintrat; „willst Du aus diesem auch eine feige Memme machen, wie aus Tibesco und Wilhelm, die wir Dir zuletzt als Küchenjungen lassen mußten? Beim Henker, wenn so etwas noch

einmal geschieht, so werde ich Dich in die andere Welt schicken, damit Du Dir dort nach Gefallen Deine feigen Memmen ziehen kannst. Ist das Frühstück bald fertig?“ fuhr er weiter fort. „Wo sind denn jene zwei Buben, die es anrichten sollen?“ — „Den Augenblick, Herr Saffasras,“ antwortete die erschreckte Alte. „Sie holen etwas Holz, was ich nöthig habe, um meinen Braten gar zu machen; Du kannst Dich nur einweilen an den Tisch setzen, und wirst sogleich bedient werden.“ — „Nun, so komm Theodor, und höre nicht auf die alte Barbel, denn Du würdest es sonst bereuen.“

Theodor ging in den Saal, wo man gestern zu Abend gegessen hatte. Hier fand er alle Räuber beisammen, die Einen im Spiele, die Andern beschäftigt ihre Waffen zu putzen, deren Magazin in einem Seitenzimmer war. Alle standen auf, als sie Saffasras kommen sahen, und verließen sogleich ihre Beschäftigungen, um sich mit ihm an den Tisch zu setzen. Sie grüßten ihn mit Achtung, und nickten Theodor freundlich zu, das dieser erwiderte, und sich dann auf Befehl des Hauptmanns zu seiner Rechten, zwischen ihn und seinen Lieutenant setzte. Der Unterlieutenant war zur Linken des Chefs. Theodor lernte ihren Rang erst aus der folgenden Unterhaltung kennen. „Nun,“ fragte ihn Saffasras, indem er ihm zu trinken einschenten ließ, „bestindest Du Dich wohl unter uns?“ — „Ich habe die Zeit noch nicht gehabt, mir zu mißfallen, Hauptmann: meine erste Beschäftigung, als ich zu Euch kam, war, daß ich einem guten Mahle bewohnte, meine zweite, daß ich mich in's Bett legte, wo ich bis diesen Augenblick geschlafen habe. . .“ — „Du hast geschlafen?“ — „Wie in meinem Bette, Hauptmann.“ — „Nun denn, das ist ein gutes Zeichen.“ — „Kaum bin ich erwacht, so läßt Du mich wieder zu Tisch setzen, und ich habe die Ehre, an

Deiner Seite zu sitzen; Alles das verspricht mir ein gutes Leben, weit besser als das, was ich in meinem armen Dorfe hoffen durfte.“ — „Brav! Bursche fahre so fort, und wir wollen was aus Dir machen.“

„Meine Freunde,“ setzte er hinzu, indem er sich an die ganze Truppe wandte, „diese Nacht gilt's, einen guten Schlag auszuführen. Ich habe vom Niklas vernommen, daß auf der großen Heerstraße, einige Meilen von unserer Höhle, eine bedeutende Sendung Geld vorbeigehen sollte, welches der Erzherzog vom Kaiser verlangte. Bloß dreißig Mann sind zur Bedeckung dabei; ich habe beschlossen, dieses kleine Detachement anzugreifen: fünfzig der Unsrigen sollen auf verschiedenen Wegen beim Hirschsprung zu mir stoßen; dort wollen wir uns in Hinterhalt stellen, und die kaiserlichen Gelder sollen unsere gemeinschaftliche Kasse füllen.“ — „Es lebe der Hauptmann!“ schrien die Räuber. „Das ist noch nicht Alles. Zehn von Euch werden unter den Befehlen des Rothbart von der Cremitage aus einen Ausfall machen; Fideleio soll zehn andere nehmen, um an den Ufern des Rheins zu schlagen; der Rest der Truppe aber soll unter den Befehlen des Niklas, der gegen 10 Uhr hier eintreffen wird, die Höhle und das Schloß bewachen. In letzterem sollen Spudgeschichten vorgenommen werden, um die Bewohner des Dorfs in Respekt zu erhalten, obgleich Theodors Verschwinden sie für immer abhalten wird, in die Höfe und das Innere des Schlosses einzudringen.“

Das Mahl endigte mit gewöhnlicher Fröhlichkeit. Das Loos entschied über diejenigen, die mit dem Hauptmann und seinen beiden Lieutenants gehen sollten. Niklas kam, seinem Versprechen gemäß, gegen 10 Uhr an und vertheilte seine Leute auf ihre Posten; Sassafras und die beiden Lieutenants begaben sich mit

den Andern auf die verschiedenen Wege, die zu ihrer Bestimmung führten.

Als Niklas mit Theodor allein war, zog er diesen in eine Ecke des Saales, und sprach zu ihm mit leiser Stimme: „Was hältst Du von diesem Aufenthalte?“ Der junge Mensch, ungewiß, was er antworten sollte, schwieg still, und warf einen misstrauischen Blick auf den Fragenden. — „Ich habe Deine Mutter gesehen,“ sagte der Andere, „sie ist trostlos und glaubt Dich für immer verloren.“ — „Meine Mutter!“ — „Nein,“ rief der Niklas mit einer Art von Heftigkeit aus, „ich kann nicht glauben, daß der Sohn des ehrlichen Brandt schon so verdorben sei, sich in Gesellschaft von Räubern zu gefallen. Du sagst nichts, weil Du mich nach der Gesellschaft verurtheilst, in der Du mich findest; ich sehe, daß allein mein Vertrauen mir das Deinige erwerben kann, und so will ich es Dir auch ganz geben. Aber wenn Du mich betrögest! wenn Du mich dem Hauptmann ver-rathen könntest . . . Doch dieser Verdacht ist unsrer nicht würdig; was würde das Zeugniß eines Unbekannten bei ihm fruchten, wenn ich die Dienste erwäge, die ich seit einigen Jahren ihm zu erweisen schien?“ — „Ach! lieber Niklas, Du nimmst eine sehr große Last von meiner Seele; ich bin überglücklich, in Dir die Gesinnungen wahrzunehmen, mit denen ich mich gegenwärtig einzig beschäftigen.“

„Es sind nun zwei Jahre, daß ich von der Bande des verächtlichen Sassafras und ihren Verheerungen an den beiden Ufern des Rheins sprechen hörte. Das Ministerium ergriff keine Maßregeln dieser ausschweifenden Horde ein Ziel zu stecken, und dieses schimpfliche Verfahren brachte in mir einen Entschluß zur Reife. Ich suchte die Polizei auf, schilderte ihr mit aller möglichen Berechnung die Gräueltthaten dieser Räuber, und machte sie mit meinem Entschluß bekannt,

mich bei der Bande anwerben zu lassen, um im Geheim für ihre Zerstörung zu arbeiten. „Wie heißt Du?“ fragte mich ein oberer Polizeibeamter. „Michel Berghem,“ war meine Antwort. Meine Namen wurden niedergeschrieben. „Michel Berghem,“ fuhr er weiter mit Güte fort, „Dein Entschluß zeigt von Muth und Rechtschaffenheit; führe ihn nun so schnell und gut als möglich aus, und laß mir von Zeit zu Zeit wissen, wie weit Du damit bist: ich werde Dir mit meiner ganzen Macht beistehen; und solltest Du ja einmal festgenommen werden, so bewahre diesen Ring, der Dir zum Schutz gegen alle Verfolgung dienen wird.“ Ich dankte Seiner Excellenz, bewaffnete mich mit einem Säbel und ein Paar Pistolen, und strich, in einen Mantel gehüllt, in dem Walde unher, den ich als den Schauplatz der Räubereien Sassafras's und seiner würdigen Genossen kannte. Drei Nächte hindurch schlug es mir fehl, sie aufzufinden. Die vierte Nacht endlich war ich glücklicher; ich hörte einige Flintenschüsse, die auf unglückliche Reisende gerichtet waren. Ich hatte mich nach dieser Richtung gewandt, floh aber bei ihrer Annäherung. Zwei Menschen hatten es auf sich genommen, mich zu verfolgen, und holten mich um so leichter ein, als meine Flucht nur verstellt war. Man führte mich vor den Hauptmann zurück, der, da er mich in Kleidung der Seinigen erblickte, mich fragte, von welcher Bande ich wäre. „Von keiner in diesem Augenblicke,“ antwortete ich; „ich diene in der von Schinderhannes, welche vor ungefähr vierzehn Tagen zerstreut wurde, und da ich jetzt keinen der Unsrigen habe auffinden können, so arbeite ich jetzt für eigene Rechnung, bis daß ich wieder zu ihnen stoßen werde.“ — „Bist Du mit Deiner Lage zufrieden?“ fragte er mich freundlich. — „Bei meiner Treue, nein! Hauptmann, da kommt fast gar Nichts heraus; lieber wollte ich ein ehrlicher Mann

werden, als bei solch einem gefährlichen Handwerke so wenig austrichten.“ Er lachte. „Wohlan!“ sprach er weiter, „wenn Du mir treu sein willst, wie Du es dem Schinderhannes warst, so will ich Dich in meine Truppe aufnehmen, die, wie Du sehen sollst, der seinigen nicht nachsteht. Versprichst Du's?“ — „Ich schwöre es, Hauptmann.“ — „Folge mir denn.“ Damit, glaubte ich, sei Alles beendigt, als er sich auf einmal anders besann und mich fragte: „Wie heißt Du?“ — „Niklas Werner“ war meine Antwort. — „Wohlan! Du sollst in unserm Aufenthalte aufgenommen werden; allein bevor ich mich auf Dich verlassen kann, muß ich erst Deine Treue erproben. Meine Leute werden Dir die Augen verbinden, und Dich dahin tragen, wo wir unsern heimatlichen Herd aufgeschlagen haben. Noch steht es Dir frei, Dein Wort zurück zu nehmen.“ — „Hauptmann, bis zum Tod gehöre ich Dein.“ Er ließ nun von Zweigen eine Art Tragbahre machen, auf die man mich legte, und mir dann die Augen verband. „Noch habe ich Dir zu sagen,“ fuhr Sassafras weiter fort, „daß Du Dich einer dreimonatlichen Prüfung unterwerfen mußt, bevor Du in unsere Geheimnisse eingeweiht wirst.“ — „Zehn, wenn Du willst, Hauptmann, vorausgesetzt, daß ich während dieser Zeit gut gepflegt werde; nur muß ich bebauern, daß ich während dem nicht mit Euch schlagen kann.“ — „O, Du wirst unter uns Gelegenheit genug finden, um Dich zu zerstreuen. Wir haben vor einigen Monaten einen Menschen von der Truppe Deines ersten Hauptmanns rekrutirt, daher Du bald Bekanntschaft finden wirst.“

„Dieser Unfall war mir wenig erfreulich; ich sah nur zu leicht die Unmöglichkeit ein, von einem Menschen erkannt zu werden, der mich früher nie gesehen hatte. Thut nichts, ich verbarg meine Unruhe. Nach einer Stunde Wegs fühlte ich, daß man mich sanft

auf die Erde setzte, man nahm mir meine Binde ab, und ich befand mich in Mitte von wohl dreißig Banditen, die sich Alle drängten, um ihren neuen Kameraden zu sehen. „Wo ist Knob?“ sagte der Hauptmann. Ich vermuthete, daß wir uns beide einander gegenüber gestellt werden würden, und faste mich also so gut als möglich. „Er ist mit Fabelio ausgegangen,“ antwortete eine Stimme, mehrere andere aber fielen in das Wort und sagten, sie sind noch nicht zurück. — Sobald sie ankommen werden, lasse man ihn zu mir kommen.“ Fabelio kam zurück; seine Kente trugen Felleisen, Reiseflosser und Effekten aller Art. „Ist Knob da?“ fragte Saffastras. „Hauptmann, er ist in dem Lande der Todten,“ antwortete Fabelio. „Bei dem Angriffe auf den Postwagen, den wir plündern, ist er von einer Kugel getroffen worden, und ich selbst, glücklicher als er, bin mit einem Säbelhiebe, der mir den linken Arm aufriß, davon gekommen.“ — „O! der arme Knob,“ rief ich schmerzlich aus, „ich glaubte ihn schon herzlich umarmen zu können. Das war ein tapferer Kerl!“ — „Ich sehe, daß Du ihn kennst,“ sagte der Hauptmann; „allein was klagst Du? ist das nicht unser Aller Schicksal? und doch ist es besser so, als am Galgen zu sterben.“

„Als die dreimonatliche Prüfungszeit, während welcher ich viele Umsicht zeigte, vorüber war, ließ mich Saffastras auf sein Zimmer kommen. „Niklas,“ sagte er zu mir, „ich bin mit Dir zufrieden, und jetzt ist die Zeit gekommen, wo Du mir nützlich werden kannst. Aber, fuhr er fort, indem er mich aufmerksam betrachtete, nicht bei unsern Unternehmungen will ich Dich brauchen. Weißt Du auch, daß Du eher wie ein rechtschaffener, ehrlicher Mann aussehest, als wie einer von den Unsrigen. Du brauchst deshalb nicht roth zu werden; man kann sich das Gesicht nicht selbst geben, mein Freund! zudem hat mich gerade dieses

Gesicht bestimmt, Dich dem Feuer nicht auszusetzen.“ Ich glaubte mich auf immer von der Außenwelt abgeschnitten, und sicherlich verrieth ich auf meinem Gesichte einen hohen Grad von Unzufriedenheit. „Ich sehe,“ sagte der Hauptmann, „daß Du wohl lieber vorziehen würdest, Dich mit uns auszuzeichnen; doch tröste Dich, Deine Dienste werden uns nicht weniger nützlich und nothwendig sein.“ — Er theilte mir nun mehreres mit, was sich im Schlosse Dohlenstein, dessen Lage er mir genau beschrieb, zutrug, sagte mir, daß er einen geschickten und unverdächtigen Menschen brauche, der die bewachen sollte, die in Versuchung gerathen würden, da hinein zu dringen, und daß ich zu diesem Behuf das Dorf bewohnen müsse, unter welches sich die unterirdischen Gänge, die wir bewohnen, erstrecken.“ Diese Nachricht machte mich froh, doch ließ ich davon nichts merken, und der Hauptmann blieb bei der Ueberzeugung, daß mir diese Art Verbannung etwas Zwang anthäte. Er führte mich durch alle Umwege der unterirdischen Wohnungen, und brachte mich in's Freie, nachdem er mir alle nöthigen Instruktionen ertheilt hatte, die er für mein ferneres Verhalten und für meine geheimen Reisen nach der Höhle für nöthig erachtete.“

„Was soll ich Dir weiter sagen, lieber Theodor? Es sind nun mehr als acht Monate, daß ich bald auf, bald unter der Erde lebe, ohne daß es mir noch möglich war, meinen Plan auszuführen. Ich habe der Obrigkeit bereits verschiedene Vorschläge gemacht; allein einige derselben wurden verworfen, andere mit Nachlässigkeit betrieben, und die Bande ist bisher fast unverfehrt geblieben. Heute . . .“

„Still!“ sagte Theodor, „da ist Barbara.“ — „Fürchte sie nicht, mein junger Freund, die ist meine Mutter, die ich hier einzuführen das Mittel fand, und der ich diesen Namen habe annehmen lassen. Wilhelm

und Fidesco sind meine jüngeren Brüder, welche nach einander in die Hände der Räuber gefallen sind, wie wenn sie es nicht gewollt hätten; Dich mitgezählt sind also fünf ehrliche Leute in der Höhle. Aber was vermag diese kleine Zahl gegen zwanzig dieser Bösewichte, die sich jede Nacht hier befinden? Ich habe all mein Mögliches gethan, um die Truppe des Hauptmanns zu zerstückeln, doch hat es mir bis jetzt noch nicht gelingen wollen. Ich erwarte viel von der heutigen Unternehmung, da die Escorte, die die angebliche Sendung bei sich führt, dreimal stärker sein soll, als ich sie angegeben; allein ich fürchte, daß des Hauptmanns gutes Glück ihn gar noch einmal auf unsere Pläne führe. Dieser Mensch hat vielen Muth, einen Scharfblick ohne Gleichen, und es ist Schade, daß er seine großen Anlagen dazu anwendet, Böses zu thun."

Hier wurde Niklas durch die Ankunft des Unterleutenants Fidello und seiner Compagnie unterbrochen, die eben von ihrer Plünderung zurück kamen. Drei mit Mantelsäcken bepackte Pferde, deren Besitzer sie ermordet hatten, waren die Frucht dieser Unternehmung.

Einen Augenblick später ließen sich neue Ankömmlinge vernehmen. „Beim Satan! Niklas," sagte der Hauptmann, „wir kommen von einer harten Affäre und unser Mühen war diesmal umsonst. Zwanzig der Unsrigen sind auf dem Kampfplatze geblieben; ich habe sieben Verwundete, dabei drei tödlich. Zum Henker! das ist ein schwerer Verlust; Zahre gehören dazu, um solche Menschen wieder zu bekommen, wie die waren. Verdamnte Soldaten! Es waren deren wenigstens Hundert; das, was mich noch tröstet, ist, daß sie keinen der Unsrigen lebendig bekommen haben. Es hat übrigens meiner ganzen Geistesgegenwart bedurft, uns aus diesem bösen Gemenge heraus zu ziehen. Hätte ich den Kopf verloren, so wäre keiner von uns davon gekommen. Gariot, Paul und Croco

verdienen das meiste Lob; sie haben meine Manövers prächtig unterstützt, und sind zweimal in's Gemenge zurückgekehrt, um zwei ihrer Kameraden lebendig den Händen der Feinde zu entreißen, und haben sie zurück gebracht. Frisch herbei Alte, und schaffe Wein! Wir sind seiner sehr bedürftig, um unsre Kräfte wieder zu sammeln."

Nachdem er fünf bis sechsmal getrunken hatte, bemerkte Saffaras, daß Rothbart noch nicht zurückgekehrt war; er war im Begriff, nach ihm zu schicken, als die Schildwache seine Ankunft verkündete. Er trat stolz an der Spitze seiner Truppe ein, vor sich auf dem Pferde eine junge Dame haltend, die ohnmächtig zu sein schien; „Hauptmann," sagte er, „seit langer Zeit suchtest Du eine Gefährtin. Hier ist eine, die ich fand. Sie war in Begleitung mit einer alten Frau, welche unsre Leute große Lust hatten, in die andere Welt zu fördern; allein ich war dem entgegen, in der Meinung, daß ihre Gesellschaft der Schönen mehr als die Barbara's gefallen würde. Das ist Alles, was wir auf unserm Wege von der Cremitage aus, wohin Du uns sandtest, gefunden haben. Siehe, da ist Philipp, der die Andere auf seinem Pferde hält, und wie Du siehst, große Mühe hat, sie fest zu halten, obgleich wir sie recht gut angebunden und ihr bei Strafe des Todes verboten haben, sich noch länger zu geben. Nun, komm herunter, Alte! Sei vernünftig, und es soll Dir kein Leid geschehen."

V. Die schöne Gefangene.

Der Hauptmann ergoß sich in Lobeserhebungen gegen seinen Lieutenant; er nahm die noch immer ohnmächtige Person in seine Arme, und rief Barbara, um ihr zu Hilfe zu kommen. Er ging nachher zur ältern Dame, grüßte sie höflich, zog ihr das Tuch,

das man ihr in den Mund gesteckt hatte, heraus, und sagte zu ihr: „Fürchten Sie Nichts, es wird Ihnen hier, wo ich befehle, Nichts zu Leibe gethan werden.“ — „Heilige Jungfrau!“ rief die Dame, „ist es das, was ich von einer Reise, die ich unter so heiligem Schutz unternahm, zu erwarten habe? Wir kamen zur Eremitage des Bruders Hilarius, um ein Gelübde zu lösen, das ich während einer langen schweren Krankheit dem heiligen Pancratius gegeben hatte, und da muß ich in die Hände dieser Bösewichte fallen . . .!“ — „Höre Alte,“ rief Philipp, „mäßige Dich in Deinen Ausdrücken, oder . . .“ — „Schweige Du,“ sagte Saffras, „lasse dieser Frau ihren Schmerz aussprechen; ihre Schimpfreden thun uns ja nicht wehe.“ — „Meine Nichte!“ rief sie, „wo ist meine Nichte?“ — „Hier ist sie, Madame, vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit Barbara, um diesen Engel in's Leben zurück zu rufen.“

Die alte Dame hatte ein Niechfläschchen bei sich, und kaum hatte sie es ihrer Nichte unter die Nase gehalten, als diese ihre großen schönen Augen aufschlug. Erstaunt sah sie um sich, und beim Anblick der scheußlichen Gestalten, die sie umgaben, schloß sie dieselben mit einem Schrei des Entsetzens wieder. „Man ziehe sich zurück,“ sagte der Hauptmann. „Theodor und der Niklas sollen allein bei ihnen bleiben, um ihnen beizustehen.“ Die Räuber gehorchten; und als das junge Mädchen die Augen wieder aufschlug, sah sie menschlichere Gesichter, denn der Hauptmann hatte seinen Blick gemildert, und betrachtete sie mit der lebhaftesten Theilnahme. „Wo bin ich,“ jagte sie endlich. „Ach! arme Mina, Du bist verloren,“ sagte die Tante; „es müßte denn der heilige Pancratius ein Wunder thun, Dich aus diesem abscheulichen Orte zu erretten.“ — „Nein, Fräulein,“ erwiderte der Hauptmann, „bis auf die Freiheit werden Sie

hier alle möglichen Rücksichten gegen Sie beobachtet finden, die man Ihnen schuldig ist. Ich habe hier ein Zimmer, in welchem Sie wie zu Hause sein können; haben Sie wieder Kraft genug, sich dahin zu begeben?“ — „Komm Mina, fasse Muth! Du siehst, daß der große Heilige uns noch nicht verlassen hat, da er einem bösen Menschen, einem Befehlshaber von Räubern so viel Milde einflößt . . . Doch Verzweiflung, Herr — — Dieb, das ist mir entwischt; ich hoffe, daß man mich deshalb nicht zur Verantwortung ziehen wird.“

Saffras lachte hell auf und befahl der alten Barbel, das Zimmer einzurichten, das er für seine Damen bestimmt hatte. Er bot der unglücklichen Mina den Arm; diese hatte jedoch nicht so viel Kraft, sich aufrecht halten zu können, und Theodor und Niklas mußten sie tragen; Wilhelm ging mit einem Richte voran, und der Hauptmann bot ungern der Tante den Arm, welche ihrer Nichte folgte und Gebete an ihren Schutzengel murmelte.

Das Logis bestand aus zwei Zimmern, die geschmackvoll tapezirt waren, zwei gute Betten wurden für die Pilgerinnen in Stand gesetzt, und die Männer zogen sich zurück, nachdem sie die junge Dame der Sorge der beiden Alten empfohlen hatten.

Während des Abendessens sprach der Hauptmann viel von der schönen Mina; Theodor sprach nicht von ihr, dachte aber desto mehr an sie, und als er in seine Zelle zurückgekehrt war, konnte er die ganze Nacht nicht schlafen, denn ihr sanftes Auge hatte ihn beim ersten Anblicke gefesselt.

Wir wollen die einzelnen Begebenheiten, die sich während Theodors Gefangenschaft in den unterirdischen Gemächern daselbst zutragen, nicht aufzählen. Der Hauptmann liebte ihn, ohne jedoch Zutrauen genug zu ihm zu haben, ihn mit allen Geheimnissen

ihres Aufenthaltsorts bekannt zu machen. Niklas aber hatte ihn während der Abwesenheit der Räuber stets von allem Möglichen unterrichtet, ohne sich dabei gegen die Wachen verdächtig zu machen. Mina und ihre Tante verlebten Tag und Nacht, die eine mit Weinen, die andere mit Beten, und fanden nur dann Trost, wenn sie die Gesellschaft der beiden Freunde genossen, die ihnen einen Theil ihres Geheimnisses anvertraut hatten, und Rettung verhießen. Der Hauptmann zeigte sich höflich und dienstfertig gegen die Damen, und belästigte sie mit Nichts; endlich schien Alles die seltene Ruhe des scheinbaren Einverständnisses zu genießen.

VI. Die Rettung.

Eines Morgens begleitete Niklas den Theodor bis an sein Bett. „Diesen Abend,“ sagte er, „der Hauptschlag.“ — „Wie so?“ — „Du sollst es erfahren. Wisse vorerst, daß wir diesen Abend die Herren der Höhle sein werden.“ Bei diesen Worten drückte er ihm die Hand, gab ihm ein Zeichen, sich Nichts merken zu lassen, und kehrte, wie er sagte, zu seinem Herrn in's Dorf zurück.

Theodor durchwachte seine Schlafzeit in größter Unruhe; er zitterte bei dem Gedanken, daß das Wort haben seines Freundes, welches nach dem Tode zu urtheilen, den er angenommen hatte, entscheidend sein sollte, scheitern könnte. Er war der Erste, der von der ganzen Truppe aufgestanden war, und erwartete mit Ungebuld den Augenblick, wo der Hauptmann seine Befehle ertheilen würde für das, was er Arbeit nannte.

„Meine lieben Gesellen,“ sagte dieser, als das Frühstück beinahe eingenommen war, „zwei große Begebenheiten sind es, die jetzt hier unser Aller Aufmerk-

samkeit verdienen: meine Vereinigung mit der liebenswürdigen Mina und Theodors Aufnahme. Ja, braver Bursche,“ setzte er hinzu, „ich lese seit einiger Zeit in Deinen Augen einen ungewöhnlichen Eifer; ich glaube Dich zu verstehen, und wenn unsere Kameraden Nichts dagegen haben, so kann die Aufnahme jetzt stattfinden, und noch diesen Abend sollst Du mit mir Deine erste Ausflucht versuchen. Was sagst Du dazu, Theodor?“ — „Hauptmann, ich finde keine Worte, Dir meine Freude und meinen Dank zu bezeugen.“ — „Und ihr Kameraden, was meint ihr?“ — „Daß man ihn aufnehmen kann,“ riefen die Räuber. — „So sei es denn, wir wollen sehen, wie Du Dich aus der Affäre ziehen wirst. Morgen werde ich wie gewöhnlich meiner schönen Gefangenen meine Aufwartung machen; ich werde sie einladen, mit uns das erste Mal zu frühstücken, und bei Tisch will ich ihr meinen Vorschlag machen. Diesen Abend, meine Freunde, habe ich noch keinen bestimmten Plan, da ich keine Nachricht erhielt, die verdiente, sich damit aufzuhalten; wir wollen uns also in drei verschiedene Abtheilungen, jede zu sechszehn Mann, in die Nachbarschaft begeben und sehen, was der Zufall uns zuführt. Das ist aber doch sonderbar, daß Niklas noch nicht hier ist; der müßte doch da sein, es ist nahe an elf Uhr. Teufel! das macht mir einen Strich durch die Rechnung. Fidelio, nimm die Leute, art benen die Reihe ist, und besetze damit die verschiedenen Posten. Du, Rothbart, suche Deine sechszehn aus und gehe damit ab. Philipp, Du wirst mit uns sein; geh in die Kämmer und suche ein Paar Pistolen, einen Säbel und einen Carabiner für Theodor. Die übrigen sechszehn Mann warten bis Fidelio zurückkommt, und gehen dann mit diesem. Nimm Deine Waffen, Theodor, und mach Dich auf den Weg. Ach! da kommt ja Niklas, Du hast lange auf Dich war-

ten lassen.“ — „Ich bin höchst erfreut, Hauptmann, daß Du noch nicht abgegangen bist. Auf der Straße, auf der andern Seite des Waldes soll heute Nacht eine Kutsche vorbeipassiren, in der sich eine sehr vornehme Person befinden soll. In diesem und den dazu gehörigen Wagen sollen sich Schätze von nicht unbedeutendem Werthe befinden.“ — „Bravo! Niklas!“ — „Du führst Deine Leute zu Fuß aus, und nimmst Theodor mit Dir.“ — „Zu Pferd, Hauptmann, zu Pferd! oder die Wagen werden fort sein, ehe Du im Walde ankommst. Kannst Du reiten Theodor?“ Er machte ein verneinendes Zeichen. „Nicht gut,“ sagte er. „Nun so kannst Du heute nicht dabei sein. . . Doch tröste Dich deshalb; morgen sollst Du mitgehen. Nicht so? Hauptmann?“ — „Ja, ja! Aber wie Du das Alles zu ordnen weißt! ich glaube, wenn Du an meiner Stelle ständest, Du würdest nicht besser befehlen können.“ — „Verzeihung, Hauptmann, daß ich. . .“ — „Darüber bin ich durchaus nicht böse; es gilt dem allgemeinen Besten. Aber sechs von den Leuten, die ich Fidelio gab, werde ich noch zu mir nehmen. Frisch, zu Pferd!“ Und er zog ab mit seiner ganzen Truppe.

„Dieser teuflische Kerl!“ knirschte Niklas, „er scheint Alles voraus zu sehen. Daß er auch seine Truppe mit sechs Mann vermehrt! . . . Doch, was thut das, das Loos ist geworfen.“ Nachdem Fidelio seine Wachen gestellt hatte, kam er zurück; er vernahm, vom Sassafras beschloffen hatte, und ging zu Fuß mit seinen sechszehn Mann ab.

Als Niklas sich nun mit Theodor allein wußte, nahm er diesen und ging mit ihm nach dem Zimmer der Damen. „Die Stunde Eurer Befreiung ist gekommen,“ sagte er ihnen; „allein es wird nicht ohne Lärm abgehen; erschreckt also nicht, wenn sich dieser vernahmen läßt; schließet Euch sorgfältig ein, und

öffnet nur dem die Thüre, der die Worte rufen wird: Ehre dem Mutho! Uebrigens seid ruhig, wir wachen für Euch.“ Darauf ging er mit seinem Freunde nach der Küche, wo er seine Mutter und Brüder versammelt fand, und nun machte er sie mit seinem Plane bekannt. Die Obrigkeit hatte für diese Nacht die Verfügung über fünfundsiebzig Grenadiere vom Regiment Esterhazy, welches in der nächsten Stadt garnisonirte, erhalten. Fünfzehn Mann, auf die sich Niklas verlassen konnte, waren von ihm heimlich in's Schloß geführt worden; er hatte ihnen den Weg nach den unterirdischen Gemächern gezeigt, und hatte von dieser Seite bei jedem Posten, wo man Wachen hinstellte, zwei Mann versteckt, so daß die Wachen, sobald die Mitternachtsglocke ertönte, ohne das geringste Geräusch erdroßelt werden konnten. Auch hatte Niklas versprochen, um Mitternacht die Fallthüre, durch welche Theodor den Weg zu den Räubern finden mußte, zu öffnen und ein Licht unten hinzustellen, damit man ohne Gefahr hinabspringen könnte. Jetzt handelte es sich nur noch darum, daß die, welche auf der andern Seite Wache hielten, nicht durch den Wald entwischen konnten, wenn sie etwa Lärm vernehmen würden. Demnach bedurfte der Plan einiger Aenderung. Niklas, überzeugt, daß von dieser Seite Nichts zu befürchten sei, überließ die Deffnung der Fallthüre und die Versorgung des Lichtes zur festgesetzten Zeit seiner Mutter. Mit nachgemachten Schlüsseln öffnete er nun das Waffenmagazin, das der Hauptmann stets verschlossen hielt, suchte darin für sich und jeden seiner drei Gefährten einen Säbel und zwei Paar Pistolen, die er lobete. Damit konnte ein Jeder vier Mal schießen. Darauf schlugen sie den Weg nach der Grotte ein, durch welche die Räuber wieder zurückkommen sollten, und erwarteten in eintger Entfernung von der äußeren Thüre den günstigen Augenblick, ihren Schlag auszu-

führen. Sobald die Mitternachtsglocke schlug, sprangen die beiden jüngeren Brüder auf die Wache, die an dieser Thüre stand, erstickten ihr Geschrei, und durchbohrten sie. Hierauf legten sie zwei feste Balken vor die Thüre, die als Riegel dienen sollten, sobald die ganze Truppe zurückkehren würde. Während dem erdroffelten Theodor und Niklas die Wachen, die ihnen nahe waren; allein sie konnten nicht verhindern, daß einer der Räuber ein mörderisches Geschrei ausstieß, das man weit genug hören konnte. Vier Pistolenschüsse (nach Dreie der Schildwache) von Seiten der vier auf dieser Seite noch übrigen Posten gaben den Verschwornen das Zeichen, daß ihre Absicht verrathen sei. Diese rotheten sich gleich zusammen, und marschirten, den bloßen Säbel zur Seite, in jeder Hand eine Pistole haltend, den großen Gang vom Eingange an hinauf. Während dem hatten die vier Räuber ihre Posten verlassen, hatten sich in einiger Entfernung vereinigt und gingen Theodor und seinen Gefährten im schnellen Schritt entgegen. „Was gibts Neues?“ schrien sie schon von fern. „Nichts,“ erwiderte Niklas; „es ist der alberne Croco, der eingeschlafen war; Theodor ging spazieren und hat ihr etwas hart gestossen; da hat er geglaubt, man wolle ihn erdroffeln, und jenen Lärm gemacht, den ihr gehört habt. Wir befanden uns in der Nähe und liefen hinzu, um zu sehen, was da vorging, und wir haben den Schreier so ausgeschimpft, daß ihm die Luft für die Folge vergehen wird, ich stehe dafür. Hier meine Freunde,“ setzte er hinzu, indem er ein Fläschchen aus seiner Tasche zog, „einen kleinen Trank, bevor wir uns trennen, und dann ein Jeder schnell auf seinen Posten.“ Während die Räuber ohne alles Mißtrauen tranken, hatten Theodor, Wilhelm und Benedetto sie umgeben, und drei von ihnen mit der linken Hand beim Kragen fassend, zeigten sie ihnen mit der

rechten die Spitze ihres Säbels; „Ergebt Euch!“ riefen sie ihnen zu, „oder ihr seid des Todes.“ Niklas hatte seine Flasche von sich geworfen und zeigte dem vierten seine zwei Pistolen. „Ha! Betrüger!“ rief dieser und drückte eine Pistole auf Niklas ab, dessen Kugel ihm ein Ohr abstreifte. Niklas machte nun nicht viele Umstände weiter, drückte eine Pistole auf ihn ab, und streckte ihn zu Boden. Die andern drei streckten das Gewehr. Sie wurden fest gebunden und in den Kerker geworfen, wohin der Hauptmann sonst alle die bringen ließ, die wider die Disciplin handelten.

In diesem Augenblicke war es einem der Räuber gelungen, der Niederlage seiner Kameraden zu entweichen. Er schlüpfte durch die Fallthüre, warf die alte Barbe um, und lief wie ein Rasender in den Speisesaal mit den Worten: „Zu den Waffen! wir sind betrogen.“ Die Freunde kamen ihm zuvor, fasten ihn ohne Mühe, und sandten ihn den drei andern Gefangenen zur Gesellschaft. Jetzt erschienen die fünfzehn Esterhazy'schen Grenadiere. „Ehre dem Muthel!“ rief ihnen Niklas entgegen, um jedem unglücklichen Mißverständnisse zuvor zu kommen. Keiner von ihnen hatte die leichteste Wunde bekommen, und sie waren im Begriff, den Räuber zu verfolgen, der ihnen entwischt war. Man war also von Seite des Schlosses in Sicherheit. Die Fallthüre wurde verschlossen. Den Frauen rief man durch die Thüre zu, daß sie ruhig sein könnten, da bisher Alles glücklich abgelaufen sei. Niklas wollte seine Mutter mit in ihr Zimmer gehen lassen; allein sie weigerte sich, und wollte lieber an den Gefahren der Befreiung Theil nehmen. Man nahm den Weg nach der Grotte; vorher aber wurden die vier Gefangenen gezwungen, ihre Kleider auszuziehen, welche vier der Grenadiere anzogen. Man suchte alle Blutspuren zu verwischen, welche denen, die man noch erwartete, hätten Verdacht

einflößen können. Man nahm die Balken weg, welche bis jetzt den Eingang verriegelt hielten. Die vier verkleideten Soldaten wurden auf die vier ersten Posten der Höhle in der Nähe der Thüre gestellt, und mit Ausnahme Niklas, welcher da blieb, um die Thüre zu öffnen, hatten sich Alle in nahe Schlupfwinkel versteckt, und konnten bei dem geringsten Geräusch bei der Hand sein.

Raum waren alle diese Vorkehrungen getroffen, als der Lieutenant Rothbart das bekannte Signal gab. „Ho ho! meine Herren,“ sagte Niklas, „seid Ihr so früh schon wieder da, und habt nichts ausgerichtet, wie es mir scheint?“ — „Ja, bei meiner Treue! sehr wenig; wir haben einen armen Teufel umgebracht, der bloß zwei Gulden in seiner Tasche hatte.“ — „Ehre dem Muthel!“ rief Niklas, als der letzte Räuber eingegangen war, und er die Thüre wieder verschlossen hatte. Bei diesen Worten nahmen die vier verkleideten Posten mit ihm an der Thüre Platz, und wiesen den Räubern die Oeffnungen ihrer Pistolen; die fünfzehn Andern traten auf einmal aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und die Angekommenen sahen sich von allen Seiten umringt. Rothbart verteidigte sich wie ein Löwe; seine Leute, durch sein Beispiel ermuntert, thaten ein Gleiches; allein da man ihn bald durch eine Kugel zu Boden gestreckt sah, und noch Andere ebenfalls stürzten, so ergaben sich die übrigen. Man band sie mit Stricken, die man in Bereitschaft gehalten hatte, zog ihnen die Kleider aus, und warf sie in den Kerker. Vier Mann, die getödtet waren, wurden in die nahe Cisterne geworfen, und der Lieutenant, dem bloß die rechte Schulter zerschmettert war, wurde wie die Andern fest gebunden und in den Kerker gethan. Während Theodor und seine Kameraden beschäftigt waren, die Spuren der eben statt gebabten Mezeleien möglichst zu vertilgen,

warfen die eifß übrigen Grenadiere die Kleidung der Gefangenen um. Zwei dieser braven Soldaten waren leicht verwundet; allein deshalb wollten sie sich nicht zurückziehen, und verkleideten sich wie die andern. Nach Verlauf einer halben Stunde kam Fabelio mit neun Mann zurück, der, wie er sagte, keine Gelegenheit gefunden hatte, sich auszuzeichnen. „Es riecht nach Pulver?“ setzte er hinzu. „Ja!“ antwortete Niklas, „Philipp schloß unbefonnenerweise eine Pistole ab, als er ankam. Rothbart hat ihn dafür in Arrest bringen lassen.“

Man ließ den Unterlieutenant mit seiner Truppe einmarschiren, und umringte sie so unmerklich, daß sie nicht einmal auf den Gedanken kommen konnten, sich zu verteidigen. Man entwaffnete sie, warf sie gebunden in den Kerker, und vertraute ihre Bewachung Wilhelm und Fidesco, die man mit Flinten bewaffnete. Den Gefangenen aber erklärte man, daß sie bei der geringsten Bewegung niedergeschossen werden würden.

„So wäre ja unser Geschäft ziemlich beendigt,“ sagte der Sergeant, der die Grenadiere befehligte. „Noch nicht, meine Herren!“ antwortete Niklas; „Ihr habt Sassafras noch nicht, der soviel gilt, als die ganze Bande, und der uns vielleicht mehr zu schaffen machen wird, als diese.“ — „Aber die sechzig Mann, welche ihn an der andern Waldseite erwarten, haben doch auch gesunde Fäuste.“ — „Eil der Hauptmann ebensowohl; laßt uns ihn wenigstens mit aller möglichen Vorsicht erwarten. Ich bedaure nur, daß ich ihm riech, seine Truppe zu Pferde auszuführen; allein ich kannte nur dies einzige Mittel, wodurch ich ihn abhalten konnte, Theodor mit sich zu nehmen. Dieser Umstand kann ihm einen großen Vortheil über uns geben, wenn wir ihn, wie die andern, bei seiner Rückkehr angreifen würden. Ich bin der Meinung, daß man ihm die Pferde erst in den Stall bringen läßt:

auf jeden Fall gibt die bewußte Parole das Zeichen zum Angriffe.

Die dreizehn Mann Reserve stellten sich in die Umgebungen des Pferdestalls, und Barbel, so gut wie sie als Räuber verkleidet, ließ sich nicht abhalten, ihren Gesellschaft zu leisten. Der Tag fing schon an zu grauen, als sich von außen Pferdegetrapp hören ließ. Niklas öffnete wie gewöhnlich, und sechs und zwanzig Mann ritten ein. „Wo ist denn der Hauptmann?“ fragte er die ersten, die einritten. „Draußen, um unsern Rückzug zu decken.“ Als die ganze Compagnie eingeritten war, erschien Sassafras; er schien sehr finster und fragte, ob Alle zurück wären. „Nothbart und seine Truppe ist noch nicht da,“ sagte Niklas. — „Out!“ Er führte seine Leute nach dem Pferdestalle, und während dieser Zeit verließen auch die übrigen vier Wachen ihre Posten, folgten unmerklich, und versteckten sich da, wo der Hauptmann vom Pferde zu steigen pflegte. Während man beschäftigt war, die Pferde an die Kausen zu binden, ging Sassafras zuerst aus dem Pferdestalle. Niklas trat ihm allein entgegen; der Hauptmann wandte sein Gesicht von ihm. „Mir ist,“ sagte er, „als hätte ich Theodor als Wache an der Thüre erblickt?“ — „Ja, Hauptmann! Turet wurde krank, und Theodor hat mich gar sehr, ihn diesen Posten besetzen zu lassen.“ — „Da hast Du nicht wohl daran gethan,“ entgegnete der Hauptmann trocken; „sobald sich Verräther unter uns befinden, ist es nicht gut, einen solchen wichtigen Posten durch einen Neuling zu besetzen.“ — „Verräther?“ — „Ja! der Bericht über die vornehme Kutsche war falsch; statt ihrer haben wir eine zahlreichere Truppe im Hinterhalt gefunden. Länger als vier Stunden habe ich mich durchschlagen müssen, um mich an dem Orte zu veretnigen, den ich zum Zusammentreffen mit den Unfrigen bestimmt hatte, den

ich aber glücklicherweise veränderte, als wir im Walde ankamen. Ohne diese Vorsicht würde ich wahrscheinlich auf einen zweiten Hinterhalt gestoßen sein.“ — „Hauptmann, so bin ich falsch berichtet worden. . . . Hast Du Jemanden unter uns im Verdacht?“ — „Ja, ich vermuthete den Betrüger.“ — „So nenne ihn, Hauptmann.“ — „Du scheinst es,“ sagte Sassafras, „und mein Arm wird Dir den Betrug bezahlen.“ Niklas hatte kaum Zeit, sich in Vertheidigung zu stellen und die Worte zu rufen: „Ehre dem Muth!“ In einem Nu stürzten die Grenadiere in den Pferdestall, und da sie fast zu gleicher Zeit Feuer auf die Räuber gaben, so setzten sie dieselben außer Stand, sich zu vertheidigen, und bemächtigten sich der übrigen. Der Hauptmann machte Niklas viel zu schaffen, sie waren beide verzweifelt aneinander. Schon hatte dieser etliche schwere Wunden empfangen; da dachte Barbel an die Gefahr, in der sich ihr Sohn im Kampfe mit einem so starken Manne befand, und es gelang ihr, den Hauptmann durch einen Pistolenschuß todt zu Boden zu strecken. Diejenigen der Banditen, welche noch lebten, wurden wie ihre Kameraden festgebunden. Jetzt ertönte das Siegesgeschrei von allen Seiten. Theodor war der erste, der sich an der Thüre zu dem Zimmer der Damen befand; allein ergebens wiederholte er mehrere Male das Wort der Errettung; Niemand öffnete. Man schlug die Thüre ein, und nun fand man die junge Dame ohnmächtig, die alte Frau aber so in ihr Gebet vertieft, da sie weder den Zustand ihrer Nichte, noch den schrecklichen Lärm vernommen hatte, der das Sprengen der Thüre verursachte. Theodor zeigte ihr die Niederlage der Räuber an, und war nun auf's eifrigste damit beschäftigt, die Nichte in's Leben zurückzurufen. Mita kam allmählig aus ihrer Ohnmacht zurück. Ihr Herz ward bei dem Anblicke Theodors von einer

entsetzlichen Unruhe erleichtert. Kaum konnte sie Theodor's Versicherung Glauben schenken, daß sie nun befreit sein sollte. Theodor aber mahnte zur ungesäumten Flucht aus diesem Orte der Verbrechen, und bot den beiden Damen die stille Hütte seiner Eltern als erste Unterkunft an, bis er für ihre Weiterbeförderung Sorge tragen könne.

VII. Die letzte Gefahr.

Schon hatten sie die Burgmauern verlassen, als ein entsetzlicher Donnerschlag die Stenden in ihrer Haft hemmte. Der Boden bebte unter ihren Füßen, und bei ihrem Rückblick gewahrten sie eine schwarze ungeheure Rauchwolke und zerrissene Burgmauern.

Den gefangenen Räubern gelang es nemlich, ihre Wächter, Wilhelm und Fidelesko, zu erwürgen, und waren so eben im Begriffe, sich durch ihre Feinde durchzuschlagen. Ein erneuerter Kampf entspann sich. Auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete. Inzwischen raffte auch Nothbart seine letzten Kräfte zusammen, schleppte sich kriechend aus dem Kerker, warf Feuer in die Pulverkammer mit dem Rufe: „Ob und Hölle den Verräthern!“ und hatte auf diese Art die Belagerer mit sich selbst in die Luft gesprengt. Nur einige wenige Reiter entgingen dieser schrecklichen Katastrophe und kamen mit Verwundungen durch. Unter den Todten war auch Niklas. Dessen Mutter Barbel wurde wie durch ein Wunder erhalten und hatte nur einige unbedeutende Verletzungen, ungeachtet sie über hundert Schritte hinweggeschleudert wurde.

Wir wollen nun unsere Leser auf erfreulicher Begebenheiten hinführen. Theodor's Rückkehr war für seine Eltern ein wahres Wunder, da sie ihn ängstlich todt geglaubt hatten. Nach kurzem Hin- und Herreden eilte er zur Obrigkeit, um von dem Geschehenen

Anzeige zu erstatten, und nachdem er zurückgekehrt, war sein eifrigstes Bemühen, Mina und die alte Tante an ihren Bestimmungsort zu befördern.

Mina war die Tochter eines Gutbesizers aus der Umgebung, und hatte schon in der zartesten Jugend das Unglück, ihre Eltern durch den Tod zu verlieren. Ihre weitere Ausbildung erhielt sie in einem Institute, aus dem sie kurz zuvor in das elterliche Haus zurückgekehrt war, in welchem ihre Tante, eine Schwester ihres verstorbenen Vaters, das Hauswesen führte. Wie die Leser bereits erfahren haben, hatten die beiden Frauenzimmer eine Wallfahrt unternommen, wobei sie unglücklicher Weise in die Hände der Räuber fielen. Es ist sich nicht zu wundern, daß bei dem zarten gefühlvollen Charakter, welchen Mina besaß, sie durch dieses traurige Ereigniß beinahe in Verzweiflung gerieth. Nur die Theilnahme Theodor's, der sie in ihrem Jammer aufrecht erhielt, und möglichst baldige Befreiung versprach, gewährte ihr einigen Trost, und es war deshalb eine natürliche Folge, daß sie eine innige Zuneigung zu dem jungen Manne faßte und beschloß, falls ihre und ihrer Tante Erlösung aus den Händen der Räuber glücklich erfolgen würde, sie zum Lohne seiner Aufopferung Theodor mit ihrer Hand beglücken wolle, falls er um dieselbe sich bewerben würde, wozu auch bereits die Tante ihre Einwilligung gegeben hatte.

Wie wir gesehen, war das Unternehmen von einem günstigen Erfolg begleitet. Theodor war nun der Held des Tages geworden; aller Orten zeichnete man ihn aus, und rühmte seinen Muth und seine Tapferkeit; beschreiben lehnte er das ihm gespendete Lob von sich; und bedauerte aufrichtig, daß sein treuer Gefährte Niklas, dessen Scharfsinn die Niederlage der Räuberbande hauptsächlich zuzuschreiben war, bei der Ausführung getödtet wurde.

Nachdem Alles geordnet war, und Theodor in zwischen wiederholte Besuche bei Mina und deren Tante abgestattet hatte, kam es denn auch zwischen den Liebenden zum gegenseitigen Geständnisse und ihre nach einigen Monaten erfolgte Vereingung setzte ihrem Glück die Krone auf. Der junge Ehemann sagte, nachdem er die glücklichsten Tage an der Seite seiner herzenguten, theilnahmsvollen Mina verlebt hatte, oft zu seinen Bekannten und Freunden, wenn er ihnen seine Frau vorstellte: „Da seht, was man gewinnen kann, wenn man nicht an Geißter glaubt!“

In der J. Luzenberger'schen Buchhandlung in Burghausen ist zu haben:

Gondor, Barbier, Räuber und Erzzauberer und Prinzessin Wunderschön. Ein prachtvolles Zauber- u. Feenmärchen aus der dunkelgrauesten Vorzeit. 9 kr.

Die eingemauerte Nonne, Giftmischer, Mörder und Hungerturm, und die zwei rächenden Kobolde. Eine seltsame Raubrittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge in das heilige Land. 9 kr.

Wulfo von Adlerhorst, der Bettelvogt und Teufelskitter genannt. Eine Ritter-, Räuber- u. Geißlergeschichte aus den Zeiten des heimlichen Gerichts. 2 Theile à 9 kr.

Robert der Teufel und die höllischen Fanghunde. Eine schauerhafte Teufels-, Hexen-, Räuber- und Mördergeschichte. 9 kr.

Franz Seraph von der Trenck, Oberst der furchtbaren Panduren, dieser Räuber, Mörder und Mordbrenner, der Schrecken der Bayern und Franzosen, ein Ungeheuer seiner Zeit. Eine wahre Schauer-Geschichte. Zwei Theile à 9 kr.

Ludomilla mit dem Wunderringe oder die nächtliche Wanderung in den Schreckensgefängnissen von Drachensfels. Eine Schauer-Geschichte aus grauer Vorzeit. 9 kr.

Herzog Christoph der Starke von Bayern, seit abenteuerliches Leben, wunderfame Waffenthaten und selbster Tod auf der Insel Rhodus. 9 kr.

Hedwig, die schöne Königs-Tochter aus Polen, Gemahlin Herzogs Georg des Reichen von Bayern-Landshut und die Schatzkammern auf dem Schloße von Burghausen. Historisches Trauergemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Für gefühlvolle Herzen geschrieben. 9 kr.

Der Zuggnagel von Zugenhausen, und seine wunderbaren Reiseabenteuer zu Land und zu Wasser als: Schubkünstler, Kammerdiener, Kindsmagd, Kindervergrößerer, Windmacher, Riesentagenfabrikant, Mastbaumausreißer, Meerkropfbesitzer, Robinson auf einer lebendigen Insel, Luftfahrer nach Schlaraffia und Entdecker des 6ten Welttheiles, wo die Welt mit Brettern verschlagen ist u. s. w. 9 fr.

Merkwürdige Geschichte des Wundermädchens Johanna d'Arc, genannt Jungfrau von Orleans, welche, als anderscheses Werkzeug Gottes, bestimmt war, Frankreich vom Untergang zu erretten. Eine wahre Begebenheit. 9 fr.

Beschreibung der heiligen Stadt Jerusalem und der heiligen Orte; nebst kurzgefaßter Geschichte des jüdischen Volkes. Mit der Ansicht von Jerusalem, der Kirche des heil. Grabes und der Grotte zu Bethlehem. 9 fr.

Der furchtbare Greif des Riesengebirges und der Kampf um die schöne Herzogstochter. 9 fr.

Geschichte, rührende, der unschuldig verfolgten Gräfin Genovese, welche 7 Jahre lang mit ihrem Kinde in der Wildniß gelebt und von Gott wunderbar erhalten worden. Für gefühlvolle Herzen geschrieben. Mit 12 schönen Bildern illustr. 9 fr.

Der wilde Raubgraf Bruno von Rabenhorst und sein schreckliches Ende in der Teufelsmühle, oder das furchtbare Behmgericht um Mitternacht. 9 fr.

Lustige Kreuz- und Querzüge des Spiegelschwarzen, wie er sich mit seinen drei Naturgaben, als: Magen-Festigkeit, Maul-Nüchternheit und Herz-Haftigkeit überall durchzubeißen versteht. 9 fr.

Der lustige Zeitverreiber, das ist: Sammlung der wunderbarsten Abenteuer, tollsten Begebenheiten, Schnurren, Streiche, Ränte und Schwänke des berühmten Freiherrn von Münchhausen. 9 fr.

Die Ruinen Schwarzenkopf und Seeburg, oder die guten und bösen Geister des wilden oder Mummel-Sees. Eine schwarzwäldische Volksfage aus dem 14. Jahrhundert. 9 fr.

Ritter Hugo von Schreckenstein, der Trevelhafte genannt, oder lieber das Leben als die Unschuld verloren. Ein schauerliches Gemälde aus der Ritterzeit. Mit Bildern geziert. 9 fr.

Helzig von Stein, der Wilde genannt, als Mädchenräuber und kühner Raubritter, nach dem Leben geschildert. 9 fr.

Der bayerische Hiesel, der vertwegenste und merkwürdigste Wildschütz u. Räuberhauptmann in Deutschland. Dessen schreckliches Leben u. fürchterliche Abenteuer ganz der Wahrheit gemäß dargestellt nach den verläßlichsten Angaben. 9 fr.

Leben, Thaten und Höllenfahrt des berühmten Dr. Faust, welcher durch geheime Zauberkräfte ein Bündniß mit dem Teufel schloß und von ihm auf eine gräßliche Weise geholt wurde. 12 fr.

Der berühmte Sandwirth Andreas Hofer aus Passeyer in Tyrol, und der Tyroler Freiheitskampf im Jahre 1809. 9 fr.

Das Geisterreich im Zusammenhange mit dem diesseitigen Erdenleben. Enthaltend eine Sammlung der interessantesten Geister-Erscheinungen, Abnungen und Mahnungen von Sterbenden und Verstorbeneu u. dergl. Nach wahren Begebenheiten. 1. Thl. Erscheinungen guter Geister. 2. Thl. Erscheinungen böser Geister à 9 fr.

Der gute Geist Lumpaci-Bagabundus der Zweite, wirklich geheimer Erzlumpensammler. Eine noch nicht dagewesene Lumpengeschichte, nebst einem neuen Lumpentiede, als Erbspiegel für alle gemeinen Lumpen, welche Lust haben, Erzlumpen zu werden. 9 fr.

Thyl Culenspiegel's Schnurren, Schwänke und
Streiche. 9 fr.

Rinaldo Rinaldini, der große italienische Räuber-
hauptmann. Sein merkwürdiges Leben und Tod
durch Freundeshand. 9 fr.

Nach dich einmal satt! oder: Lustige Reise nach
Krähwinkel. 9 fr.

Sielanda, Herzogin von Bretagne, oder Sieg
der Unschuld und Tugend. Eine erbauliche und
lehreiche Geschichte der Vorzeit für Jung und
Alt. Seitenstück zur Genovesa. Mit mehreren
schönen Bildern versehen. 9 fr.

Geschichte der Türken und des türkischen Reiches,
nebst einem Blick in die Verfassung, Religion, Sit-
ten und Gebräuche desselben. 9 fr.

Der Untersberg bei Salzburg. Dessen geheim-
nißvolle Sagen und nähere Beschreibung dieses be-
rühmten Wunderberges. 9 fr.

Das Ganze der Traumbedeuterei, oder die Kunst,
jeden Traum richtig zu deuten. Nebst Beifügung der
hierauf bezüglichen Lottozahlen. 9 fr.

Neueste Sammlung von Burschen-Liedern. Mit
passenden Trinksprüchen. Ein unentbehrliches Ta-
schen-Liederbuch für Handwerks-Gesellen zur Auf-
heiterung in fröhlichen Zirkeln. 9 fr.

Sänger, der fröhliche. Taschenliederbuch ge-
widmet den Freunden des Gesanges. Eine Samm-
lung der beliebtesten neueren Lieder, dann einiger
komischen Parodien meist bekannter Lieder, und
als Anhang mehrere Schnadahüpfeln und schwä-
bische Volkslieder. 9 fr.

Sammlung der beliebtesten neueren Lieder un-
terhaltenden und komischen Inhaltes. Gewidmet den
Freunden des Gesanges. 5te verbess. Aufl. 9 fr.
